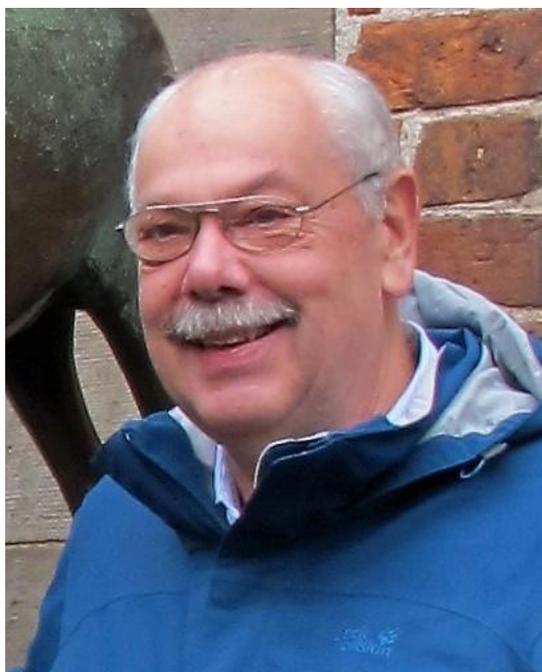


ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Dezember 2020



Jens Splettstöhser 2. Vorsitzender



Christin Sommerfeld Schatzmeisterin

Jahresrückblick 2020

Liebe Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, liebe Vereinsmitglieder, liebe Ehrenamtlerinnen und Ehrenamtler, liebe Freundinnen und Freunde der ZeitZeugenBörse!

Ein nicht nur denkwürdiges, sondern wohl (hoffentlich) auch einmaliges Jahr geht in diesen Tagen seinem Ende zu.

Wusste im Januar 2020 noch kaum jemand mit den Begriffen „Aerosole, Antigentest, Covid19, Pandemie, Reproduktionszahl, Lockdown oder 7-Tage-Inzidenz“ etwas anzufangen, so haben wir uns zwangsläufig wohl alle in den letzten 10 Monaten zu Teilzeitexperten auf dem Gebiet der Virologie entwickelt, um wenigsten einen groben Überblick über das Geschehen zu behalten, das nicht nur gesellschaftliches Leben, Wirtschaft und Politik beeinträchtigt, sondern auch

neue, bislang unbekannte Herausforderungen an die Arbeit der ZeitZeugenBörse stellt.

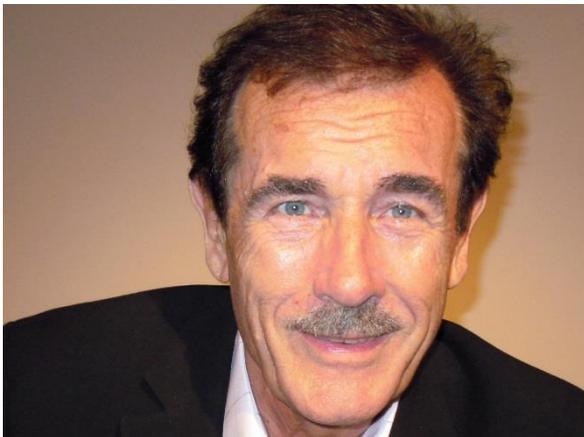
Allein die im Laufe des Jahres in unterschiedlicher Intensität erforderlichen Kontaktbeschränkungen, ob gesetzlich vorgeschrieben oder aus purer Vernunft selbst veranlasst, waren und sind dazu angetan, die grundsätz-

Inhalt	
Splettstöhser: Jahresrückblick 2020	1
Jancke: Mein erster Arbeitstag	3
Wachtmann: Einstieg ins Berufsleben	5
Kirschning: Berufliche Weichenstellung	6
Degner: To go (Forts.)	7
Günther: Podcast	8
Pohl: Reichtümer	9
Gratulationen	11
Impressum	11
Einladung	12

lich auf persönliche Begegnungen abgestellte Vermittlungstätigkeit der ZZB zum Erliegen zu bringen.

Mit dieser Erkenntnis allein hätte man die Vereinsarbeit auf unbestimmte Zeit gänzlich aussetzen können. Umso erfreulicher, ja erstaunlicher waren die Reaktionen aus den Reihen unserer Ehrenamtler. Nach Überwindung des ersten „Lockdown-Schocks“ siegte die Kreativität über die Ratlosigkeit, und es wurden neue Ideen geboren, die eine sinnvolle Fortsetzung unserer Arbeit unter den veränderten Bedingungen ermöglicht haben.

Neues technisches Equipment musste her. Headset und Kamera wurden beschafft, um eine Möglichkeit zu Interviews per Skype zu schaffen, bereits vorhandene Zeitzeugeninterviews konnten mittels engagierter Hilfe unseres Filmteams online gestellt und Fördermittel für ein Projekt zur qualitativen Verbesserung unserer Internetpräsenz gewonnen werden.



Filmemacher Michael Thümer

Auf diese Weise konnte die Vermittlungsarbeit im gesamten Jahr 2020 zumindest in bescheidenem Rahmen fortgeführt werden. Und das, trotz nachlassender Nachfrage, insbesondere unserer Bildungseinrichtungen, die ihre Aktivitäten ja ebenfalls auf das unbedingt Notwendige beschränken mussten.

Leider fielen den Umständen auch weitgehend unsere für die Kontaktpflege so wichti-

gen Veranstaltungen zum Opfer: Keine Vorträge im Amerikahaus, kein „Halbkreis“ für neue Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, keine Weihnachtsfeier.

Das schmerzt uns ganz besonders! Sind es doch gerade die zwischenmenschlichen Kontakte, der Erfahrungsaustausch und die neuen Erkenntnisse und Eindrücke, die für die meisten von uns den Charme unseres Vereinslebens ausmachen.

Als kleines Trostpflaster kann ich auch hier eine technische Neuerung ankündigen, die möglicherweise noch in diesem Jahr zur Verfügung stehen wird: die Live-Übertragung eines Vortrages über ein Videoportal im Internet, ein sogenannter „Live-Stream“.

Auch diese Idee entsprang dem Engagement unseres Filmteams, das man auch für diese Idee nicht genug loben kann!

Ich hoffe, liebe Leserinnen und Leser, Sie erkennen, dass wir unser Bestmögliches tun, um die erfolgreiche Arbeit der ZZB auch über die derzeitige Krise hinweg erfolgreich weiter zu führen.



Filmemacher Rainer Heinze

Dazu gehört auch, dass – Krise hin, Krise her - den satzungsgemäßen Erfordernissen unseres Vereinslebens gefolgt werden muss. So fand am 30. September unsere diesjährige Mitgliederversammlung unter strengen Hygienebedingungen im Lazarus-Haus statt.

Immerhin 16 stimmberechtigte Mitglieder und zwei Gäste fanden sich ein, um sich über Finanzierung, Wirtschaftsplan, Tätigkeitsbericht und neue Vorhaben zu informieren und die notwendigen Abstimmungen vorzunehmen.

Der unerwartete Tod unseres 1. Vorsitzenden, Herrn Jens Fischer sowie die vakante Stelle einer Schatzmeisterin/eines Schatzmeisters machten zudem Neuwahlen erforderlich.

Erfreulicherweise konnte als Schatzmeisterin Frau Sommerfeld gewonnen und gewählt werden, die mir ab sofort als zeichnungsberechtigtes Vorstandsmitglied zur Seite steht.

Allerdings fand sich weder im Vorfeld, noch während der Sitzung eine Kandidatin/ein Kandidat für den Vereinsvorsitz. Die Stelle bleibt daher vorläufig unbesetzt und wir hoffen, bis zur nächsten Mitgliederversammlung eine oder mehrere geeignete Kandidatinnen/Kandidaten präsentieren zu können.

Bis dahin wird der 2. Vorsitzende, also ich, gemeinsam mit Frau Sommerfeld, den Vorstand verantwortlich vertreten.

Zum Abschluss noch einige persönliche Worte. Nach anfänglichem Schock, zunehmender Erkenntnis über die Gefährlichkeit des Virus und einem anschließenden Lockdown im Frühjahr folgte im Sommer eine Phase hoffnungsvoller Entspannung. Aktuell erleben wir wieder eine Periode zunehmender Bedrohung und Ungewissheit über die Entwicklung in den nächsten Monaten.

Das alles macht keine gute Laune. Dennoch können wir anhand der beschriebenen Entwicklung in der Arbeit der ZeitZeugenBörse, aber auch in der Gesellschaft immer wieder kreative, positive und hoffnungsvolle Wege

entdecken, aus den widrigen Umständen das Beste herauszuholen.

Das gelingt nur in einem motivierten, kameradschaftlichen und hilfsbereiten Team. Ich freue mich, einem solchen Team anzugehören und bedanke mich bei den vielen ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern sowie beim erweiterten Vorstand für die Unterstützung, ganz besonders aber bei denen, die für uns die historisch bedeutsame, generationenverbindende und gesellschaftspolitisch wichtige Arbeit leisten: unsere Zeitzeuginnen und Zeitzeugen!

Liebe Leserinnen und Leser, Ich hoffe, dass es Ihnen gelingt, aus dem Bewusstsein, dass der Mensch über eine naturgegebene Begabung verfügt, Lösungen zu kreieren die nötige Zuversicht zu schöpfen, dass bessere Tage, bessere Wochen, bessere Monate und bessere Jahre bevorstehen.

Ich wünsche Ihnen, Ihren Angehörigen und allen, die Sie sonst noch lieben und schätzen, eine besinnliche Weihnachtszeit, einen guten Jahreswechsel und vor allem Gesundheit, Freude und Zuversicht.

Herzlichst, Ihr
Jens Splettstöhser

BERUFSEINSTIEGE (Fortsetzung)

Mein erster Arbeitstag Ist das Chemie? Von Dr. Harald Jancke

Da stand ich nun, angetan mit meinem ersten blütenweißen Kittel auf dem Hof des VEB Kalichemie in Berlin Niederschöneweide. Mit dem Chemie-Betrieb hier hatte ich eigentlich gar nichts zu tun, seit September 1959 war ich angestellt als Laborhilfskraft mit 314,00 Mark im Monat im Institut für Physikalische Chemie (IPC) der Akademie der Wissenschaften. Das Institut war mit einigen seiner Labore hier im VEB zu Gast und belegte eine obere Etage in dem roten Fabrikgebäude in der Schnellerstraße. Gestern hatte ich in Ad-

lershof meinen Arbeitsvertrag unterschrieben, in der Kaderabteilung den Versicherungs- und Betriebsausweis erhalten und war nun seit heute früh hier im Dienst. Ich befand mich auf einem etwas abgelegenen Platz hinter einem Laborgebäude. Vor mir an der Wand lehnte eine Reihe von Fenstern, die nicht mehr gebraucht wurden und zu Bruch gegangen waren. Ich hatte mir einen größeren Platz auf dem Betonboden sorgfältig saubergekehrt und war dabei, Glasscheiben aus den alten Fenstern herauszubrechen (mit Handschuhen) und diese mit einem Eisenstempel zu zerkleinern (mit Schutzbrille). Die Arbeit war nicht schwer, aber doch nicht so das, was ich mir vorgestellt hatte, als ich mir Chemie als Berufsziel wählte. Ich habe wohl einigen Krach gemacht, aber ich konnte nun darüber nachsinnen, wie ich hierhergekommen war.

In Köpenick hatte ich die Alexander-von-Humboldt-Oberschule besucht und im Frühsommer das Abitur abgelegt. Da ich studieren wollte, habe ich mich im letzten Jahr mal wirklich angestrengt und wirklich die Note „Sehr gut“ erreicht. Da ich nicht in der FDJ war, brauchte ich ja wenigstens ein gutes Abitur, um zum Studium zugelassen zu werden. Eigentlich wollte ich immer Physiker werden, wie mein Vater, aber schließlich habe ich mich für Chemie entschieden, denn da waren die Aussichten ganz gut durch das „Chemieprogramm“ der DDR vom Jahr 1958, das „Brot, Wohlstand und Schönheit“ versprach und offenbar auch Arbeits- und Studienplätze sicherstellte. Für Naturwissenschaft hatte ich mich immer interessiert, allerdings nur aus Büchern, experimentiert habe ich nie.

Ich wurde dann auch zum Studium zugelassen, an die Humboldt-Universität zu Berlin, allerdings erst nach Ableistung eines „Praktischen Jahres“. Ein wenig Praxis zwischen Schulbank und Studium war sicher sinnvoll, und außerdem konnte ich so weiter zuhause in Köpenick wohnen bleiben. Und nun stand ich hier und zerstampfte Glasscheiben.

War das nun Chemie? Bisher hatte ich Chemie nur gesehen, und da handelte es sich immer um Versuche mit Reagenzgläsern, Bunsenbrennern und Pulvern oder Flüssigkeiten, mit denen die Lehrerin vorne auf dem Labortisch hantierte. Ich merkte nun, dass ich mit der „physikalischen“ Chemie etwas ganz Neues kennen lernen durfte. Das zerstoßene Glas habe ich später mittels einer Schüttelmaschine mit Siebböden verschiedener Maschendichte in Pulver unterschiedlicher Korngröße fraktioniert. Gebraucht wurde das Pulver für spannende kristallographische Experimente: In langen Fallrohren wurde das Pulver (außer Glas auch Korund, Siliciumcarbid u.a.) aus unterschiedlichen Höhen auf polierte Flächen diverser Metalle fallen gelassen. Mit dem Neophot von Carl Zeiss Jena wurden die Störungen im Kristallgefüge der Metallscheiben an den Einschlagstellen untersucht. Am ersten Tag meiner über 40 Jahre währenden Arbeit auf anderen Gebieten der Physikalischen Chemie aber zerkleinerte ich erst einmal Fensterscheiben.



Jancke beim Polieren 1959

Das Praktische Jahr hatte im Übrigen ganz anders angefangen. Wie alle Studenten mussten wir im September in die Kartoffelernte. In den Dörfern in Brandenburg gab es viel zu wenig Arbeitskräfte infolge der verstärkten „Republikflucht“ Ende der 50er Jahre. So mussten wir nach Kietz im Oderbruch, und ich lernte da meine zukünftigen Kommilitonen kennen. Drei von denen waren wie ich im IPC im Praktischen Jahr eingesetzt, und eine davon, Karin, arbeitete mit mir einige Zeit in der Schnellerstraße.

Später haben wir gemeinsam studiert, und viel freie Zeit miteinander verbracht. Inzwischen sind wir über 50 Jahre glücklich verheiratet.

Einstieg in das Berufsleben **Von Marianne Wachtmann**

Zum Anfang der DDR ab 1949 war es durchaus normal, nur acht Jahre eine Schule zu besuchen, alles andere war kapitalistische Dekadenz. Da ließ man sich im Schulwesen eine praktische Lösung einfallen, um den Kindern noch etwas mehr Bildung angedeihen zu lassen und damit die Defizite aus der Kriegszeit auszugleichen. Es wurde als „Berufsfindungsjahr“ bezeichnet. Alle Kinder nach Beendigung der 8. Klasse wurden in jedem Bezirk gesammelt und zu einer gemeinsamen Schule geschickt. Dort gab es nur 9. Klassen. Der Unterricht befasste sich hauptsächlich mit der Festigung der erworbenen Kenntnisse bzw. dem Nachholen von versäumten Lehrinhalten und auf eine Orientierung für eine anschließende Lehrstelle in einem Großbetrieb, um Nachwuchs für die fehlenden und unqualifizierten Arbeitskräfte zu gewinnen.

Es war ein interessantes Jahr. Neben den nicht sehr streng gewerteten schulischen Leistungen gab es fast jede Woche eine Besichtigung in einem Berliner Großbetrieb, der verpflichtet war, eine Lehrlingsausbildung im größeren Maßstab zu organisieren. Die Freude bei der Besichtigung von relativ primitiven Produktionsabläufen hielt sich Grenzen. Aber wir wurden mit der Realität des Berufslebens in der DDR vertraut gemacht. Das war keine schlechte Idee.

Mein Berufswunsch stand damals mit 14 Jahren noch nicht fest. Alles, was mich interessierte, lag in weiter Ferne. Da kam dann aber die Information in der Schule über die Ausbildung als Laborantin in der Filmfabrik Kodak in Köpenick gerade recht. Im September 1952 ging es los. Wir waren eine Gruppe von 20 Lehrlingen, nach strengem Plan aufgeteilt in vier Lernaktive. Wir kamen vier Wochen in

die Schlosserwerkstatt, vier Wochen in das Lehrlabor, dann noch einen Tag wöchentlich in die Berufsschule und alle übrige Zeit von den zweieinhalb Jahren Lehrzeit in die Produktion. Von den Arbeitern wurden wir in die Arbeit eingeführt und mussten bald selbstständig mithelfen. Wir waren gern gesehen, wenn wir diszipliniert und fleißig waren und halfen damit, die Planerfüllung zu realisieren.

Zur strengen Kontrolle gab es zentrale Lehrausbilder, die alles kontrollierten, uns aber auch unterstützten. Es gab ein vorgedrucktes Heft, in dem wir jeden Tag unsere Leistung eintragen mussten, und am Wochenende war eine umfangreiche schriftliche Arbeit über ein Thema zu dem Produktionsablauf in der frequentierten Abteilung in dem Betrieb fällig. Wenn man gar keine Idee hatte, konnte es auch mal ein Schulthema sein. Zensuren gab der Lehrausbilder, der Berufsschullehrer, und die Eltern mussten unterschreiben.

Nun ergab es sich aber, dass die Firma Kodak von einer sowjetischen AG zu einem volkseigenen Betrieb „umgewandelt“ wurde. Für uns als Lehrlinge gab es danach eine eingeschränkte Tätigkeit im Lehrlabor. Das hatte zur Folge, dass wir nun nicht Laboranten, sondern nur Foto-Chemiefacharbeiter wurden. Neigte sich die Lehrzeit zum Ende, hat man sich schon nach einem für später begehrten Arbeitsplatz im Betrieb umgesehen. Leider hatte ich kein Glück, andere hatten mehr Einfluss bei bevorzugten Arbeitsplätzen. Ich wurde zu einer siebenköpfigen Männerbrigade im 3-Schichtsystem eingeteilt. Das war nicht mein berufliches Ziel. Ich wollte nicht nur Facharbeiter sein. Also bemühte ich mich um eine Zusatzausbildung bei den DEFA-Farbfilmkopierwerken in Köpenick zum Abschluss als Farbfilmlaborantin. Nun konnte ich kündigen und mir eine andere Arbeit suchen.

Ich landete bei einem privaten Fotogeschäft, das in der damaligen Zeit Farbfotos von Privatfilmen anfertigte. Ich hatte noch keine praktischen Erfahrungen für die Herstellung von Farbfotos, nur die Theorie hatte man uns

bei der DEFA vermittelt. Es war eine harte Zeit mit vielen Ärgernissen und Misserfolgen. Aber nach einem Jahr hatte ich die „zweite Lehre“ erfolgreich abgeschlossen. Wieder wechselte ich die Arbeitsstelle und begann mutig in einem interessanten Unternehmen, wo die Anfertigung von großformatigen Werbefotos meine Aufgabe war, die ich zur Zufriedenheit ausführte. Das war dann wieder ein neuer Anfang für eine anspruchsvollere Aufgabe. Ich habe aber nie meine Zeit in einem Produktionsbetrieb vergessen. Es war doch eine gute Lehre für das Leben und für mein Verständnis für das Arbeitsleben in der DDR.

Berufliche Weichenstellung Von Jürgen Kirschning

Als ich die Berichte anderer Zeitzeugen las, dachte ich zuerst, mein Berufseinstieg wäre so alltäglich, dass es sich nicht lohne, darüber zu berichten. Das scheint mir doch nicht so zu sein.

Ich hatte im Mai 1950 in Ostberlin das Abitur gemacht und an der ersten gemeinsamen Feier aller Abiturienten im demokratischen Sektor teilgenommen. Die hatte im Colosseum in der Schönhauser Allee stattgefunden, das damals das Metropol-Theater beherbergte. Stadtschulrat Wildangel hatte uns, ohne Gründe zu nennen, gesagt, dass wir zwar das Reifezeugnis erhalten würden, aber „gesellschaftlich noch nachreifen“ müssten. Wir waren dazu ganz anderer Meinung und haben mit vielen anderen Anwesenden den Saal verlassen.

Vor dem Theater warteten wir darauf, verhaftet zu werden. Als sich die Türen wieder öffneten und weitere Teilnehmer herauskamen, erkundigten wir uns, ob jetzt die Feier beendet sei. „Nein“, war die Antwort: „Jetzt singen sie die Nationalhymne.“

Damit wurde unser Protest gegen den Stadtschulrat zu einem Affront gegen den Staat.

Das konnte als Verächtlichmachung der Republik, der deutschen, demokratischen, bestraft werden.

Unsere Zeugnisse wurden gesperrt, es gab keines mit Auszeichnung, die mit der uneingeschränkten Zulassung an einer Universität der DDR belohnt worden wäre. Aber nach drei oder vier Wochen durften wir unser Zeugnis im Schulsekretariat abholen. Unsere Schule wurde aufgelöst und ging in der benachbarten Mädchenschule, die den Namen von Käthe Kollwitz trug, auf. Dort hatte Frau Dr. Best schon lange die „gesellschaftliche Reife“ gefördert und wurde nun aus Altersgründen von einem 24-jährigen linientreuen Schulleiter abgelöst. Unsere Lehrer taten uns leid, aber sie konnten zum großen Teil nach Westberlin ausweichen.

Um nicht ideologischer Einschränkung unterworfen zu sein, wollte ich Fernmeldetechnik studieren. Ich bewarb mich um einen Studienplatz an der TU. Meine Chancen schätzte ich nicht allzu groß ein, weil bei den Älteren ein Ausbildungsstau vorlag und Kriegsheimkehrer bevorzugt wurden. Zudem fürchtete ich, als Ostberliner benachteiligt zu werden. Also bewarb ich mich zusätzlich bei der AEG um ein Fachschulpraktikum für Feinwerktechnik, das war der Fernmelde-technik am nächsten.

Die ganztägige Eignungsprüfung bestand ich, trotz der verpatzten Trigonometrie-Aufgaben, die dem Niveau der Mittleren Reife entsprachen. Ich hatte den Sinussatz vergessen. Erst nach dem Beginn des Praktikums am 1. Oktober bekam ich die Mitteilung, dass ich im Sommersemester mit dem Humanistischen Vorstudium an der TU beginnen könne. Auch hier hatte es eine Aufnahmeprüfung gegeben. Ich konnte die Newtonschen Gesetze nicht ihrem Entdecker zuordnen, wusste aber über ihren Inhalt Bescheid. Das war wohl eine Bildungslücke, die aus der strikten Ablehnung von Autoritäten resultierte. Große Namen waren für uns Schall und Rauch.

Als ich mich nach dem Ergebnis der Prüfung erkundigte, erfuhr ich: „Sie haben doch mit dem besten Ergebnis bestanden. Darüber geht nur: > mit Empfehlung <.“ Ganz nebenbei eine neue Erkenntnis.

Das Berufspraktikum für das Ingenieursstudium verkürzte sich nun von zwei auf ein Jahr. Trotzdem musste ich die Schlosserei, die Schmiede, die Modelltischlerei, die Maschinenabteilung und die Gießerei durchstehen.

Nur in der Schlosserei, die für mich acht Wochen dauerte, habe ich Schikanen wie auf einem preußischen Kasernenhof erlebt. Mein Nachbar an der Werkbank war ein hoch aufgeschossener 16-Jähriger, der die Laufbahn eines Fachschulingenieurs anstrebte.

Eines Tages stützte er sich auf seine Feile, die auf dem Werkstück ruhte, das in den Schraubstock eingespannt war. Der Meister befahl ihm, so zu verharren und rief laut in die Werkstatt: „Alle mal hersehen! Habt Ihr schon einmal ein Arbeiterdenkmal gesehen?“ So wurde der Jüngste und nicht gerade Wenigste zum Dorf-Trottel gemacht.

Ich hatte besonderes Pech. An der ersten Fläche von AW/T1, das stand für - Ausbildungswesen Teil1 – habe ich 14 Tage gefeilt. Die anderen waren längst bei dem nächsten Teil, AW/T2 oder AW/T4, ich aber bekam keine glatte Fläche hin. Einmal glaubte ich, fertig zu sein. Als ich schüchtern vor der Meisterloge stand, fragte der Meister: „Watt woll'n Sie denn?“ „Mein Werkstück vorzeigen.“ „Seh'n Sie nich, datick beschäftigt bin.“ Und er trieselte weiter mit dem sechseckigen Lottotriesele, um seinen Lottoschein auszufüllen.

Schließlich merkte ich, dass mein Anschlagwinkel nicht ganz fest war. Er konnte etwas wackeln. Deshalb ergab sich bei jeder Prüfung ein anderes Ergebnis. Nun schaute sich der Meister auch meine Feile an. Sie war verzogen, so dass ich damit niemals eine ebene Fläche zustande bringen konnte. Ich durfte mir an der Werkzeugausgabe anderes Werkzeug holen.

Als ich dann den Ausbildungsgang wechseln wollte, kam der Ausbildungsleiter in die Werkstatt. Der Meister rief mich. „So, Sie wollen Hochschulpraktikant werden. Wir wissen doch noch ja nicht, ob wir Sie überhaupt behalten.“

Die gute Nachricht ist, 1950 ging es schon nicht mehr überall so zu. In der Modelltischlerei habe ich schöne Sachen gebaut und in den vier Wochen viel gelernt. Auch die ein oder zwei Wochen in der Schmiede waren sehr lehrreich. Ich scheue mich noch heute das Wort „heiß“ zu gebrauchen. Ein Schmiedeteil ist nie heiß, es wird nur warm gemacht.

Togo to go

(Fortsetzung)

Von Dr. Renate Degner

Keine zwei Kilometer entfernt vom Sitz der ZeitZeugenBörse in der Togostr. 74 liegt der Ursprung des Dorfes Weddinge – heute Wedding. Um 1200 n. C. gründete ein Gutsherr gleichen Namens an der Panke diesen geschichtsträchtigen Ort. Zwar ist er in den folgenden Jahrhunderten nicht besonders auffällig geworden, doch ab Beginn des 20. Jahrhunderts galt er als „das Arbeiterviertel“ von Berlin. Heute ist der Ausländeranteil der Bevölkerung über 30%, was ihn wiederum spezifisch kennzeichnet.

So kommt es vielleicht nicht von ungefähr, dass SpurensucherInnen im Bezirk historisch so interessiert sind, dass sie (im Rahmen der Demokratieförderung im Stadtteil) schon vier Mal Kiezspaziergänge zu Kolonialer Spurensuche durchführten. An einem im Oktober im Afrikanischen Viertel nahm ich teil ¹⁾, konnte aber bei der Nachbesprechung am 29.10.2020 nicht dabei sein. Ich gebe kurz die wichtigsten Informationen weiter. „Zivilgesellschaftlich und politisch Aktive“²⁾ diskutierten „in einer breiten Beteiligung konkretere Ideen und Vorschläge zur Frage, wie ein bewusster Umgang mit den kolonialen Spuren möglich sein könnte.“ Sich selbst und andere

informieren sei wichtig, ebenso „eine weiterführende Verknüpfung und Recherche“.

Auch sollte versucht werden, Weddinger Anwohner „in die Diskussion zu diesen Themen (Straßennamen – Kolonialismus, gegenwärtige Erinnerungskultur bzgl. Rassismus)“ einzubeziehen“, darunter auch migrantische Perspektiven wahrzunehmen“.

Deswegen wird eine weitere Veranstaltung angeboten, zu der jede/r Interessierte eingeladen ist: **14. Januar 2021**, von 19-20:30 h im Sprengelhaus (s.a. rennert-demokratie@sprengelhaus-wedding.de)

Dem Team der ZeitZeugenBörse und den Weddinger EinwohnerInnen ist diese originelle Veranstaltung zu empfehlen. Vielleicht ergeben sich unerwartete Einsichten, so wie dem Hamburger Zeitzeugen, dem ich hiermit für seinen positiven Kommentar ³⁾ danke.

1) ZZB 11/2020

2) Dieses Zitat und folgende sind aus dem Bericht des Projektteams „Spurensuche 2.0: Kolonialer Sprengelkiez“ Projektteam Hans-Georg Rennert und Olanika Famson

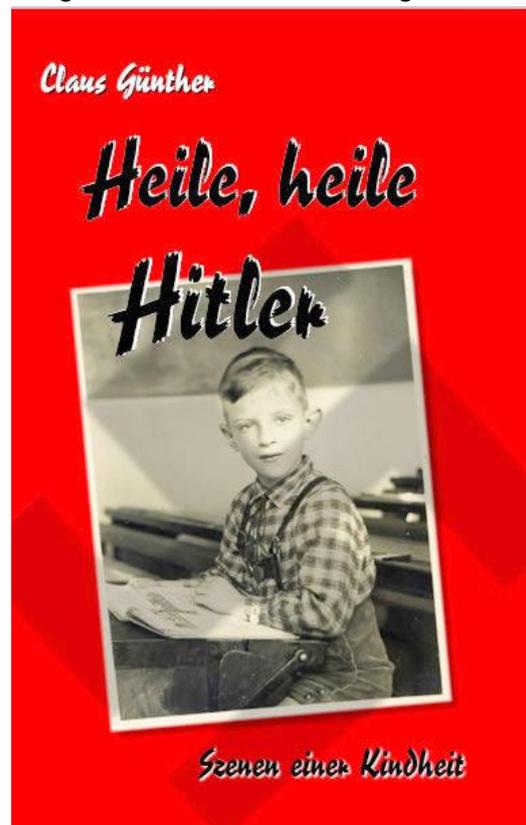
3) Zum Artikel Togo to go, ZZB 11/2020

„Podcast ist ... Rundfunk im Internet“ Von Claus Günther

Podcast? Ja, schon mal gehört. Aber keine Ahnung, was das ist. Rundfunk im Internet? Aha. Und wer hört sich so was an? Im Netz lautet die Info: *Vor allem Jüngere greifen gern auf Podcasts zu. Mehr als jeder Dritte zwischen 16 und 29 Jahren (35 Prozent) gibt dies an.* Junge Leute. Na schön, aber ich gehe auf die Neunzig zu. Also, was soll's?

Moment mal. Will ich nicht mit meinem Buch „Heile, heile Hitler“ vor allem jüngere Menschen ansprechen? Dann wäre dies doch genau das richtige Medium! Die Hamburger Landeszentrale für politische Bildung sah das auch so, und mit TIDE – Hamburgs Communitysender und Ausbildungs-Kanal – , war der

ideale Partner gefunden. Dazu natürlich einige Schüler*innen. Auf los geht's los!



Verlag.marless.de

Langsam, Alter. Du brauchst dazu Technik, von der du null Ahnung hast. Skype, zum Beispiel. Skype oder Zoom. „Ha! Skype habe ich, das hat mir mein Freund eingerichtet. Mit Skype kann ich ihn sehen und sprechen, per Video, sozusagen.“

Gut. Aber das war längst noch nicht alles. Ein Techniker von TIDE kam zu mir, schloss Kabel für einen Kopfhörer an, ließ ein Stand-Mikro, ein Aufnahmepult mit rund 50 Steckern sowie eine 4-seitige Podcast-Produktions-Info da, und erklärte dies und jenes. Mir wurde ganz anders. Vor allem aber lud er mir Audacity auf meinen Laptop, ein kostenloses Wunderwerk.

Inzwischen hatten 14 Hamburger Schüler*innen aus unterschiedlichen Klassen (9. bis 12.) von 3 Gymnasien (darunter das FEG in Harburg, meine einstige „Oberschule“) sowie einer Stadtteilschule Ausschnitte aus meinem Buch gewählt, zu denen sie mich befragen wollten (z. B. Hitler in Hamburg, Pogromnacht 1938, HJ, Kohlen klauen usw.).

Ich habe mir eine To-do-Liste gemacht:

- Telefon stumm schalten
- Mikrofon
- Kopfhörer
- Hörgeräte
- Brille, geputzt
- Wasser
- Ausschnitte aus meinem Buch

Im ersten Schritt richtete ich mein Standmikrofon ein und las, via Audacity, die gewählten Ausschnitte. Anschließend sandte ich die Aufnahmen per WeTransfer – auch dies ein kostenloser Service („Was die Mail nicht packt, übernimmt WeTransfer“) – an die E-Mail-Adressen zweier Mitarbeiterinnen von TIDE. Das geht so: Die Aufnahme von Audacity wird „rübergelassen“ zu WeTransfer und abgeschickt. Danach muss man auf eine 6-stellige Code-Nummer von WeTransfer warten, die einem sehr schnell zugemailt wird – diese bestätigen –, dann erst ist der Vorgang abgeschlossen. Angenehm: WeTransfer bestätigt per Mail den „erfolgreichen“ Versand. Noch angenehmer: Die Rückmeldung kam von TIDE, dass die Aufnahmen gut gelungen sind.

Eine Woche später lernte ich an einem Tag 6, und am Folgetag 8 Schüler*innen per Skype kennen, gleichzeitig, zwei echte Videokonferenzen! Für mich ein Wunder, denn alle Schüler*innen befanden sich zu Hause, so wie ich.

In der Woche darauf fanden an 3 aufeinander folgenden Tagen die Befragungen statt, und zwar so, dass je 2 Schüler*innen sich per Skype bei mir meldeten. Kurze Begrüßung, Audacity einschalten, Fragen und Antworten aufnehmen, Tonaufnahme abschalten, via Skype verabschieden, Aufnahme per WeTransfer an TIDE. 7 Durchgänge insgesamt; ich habe nur gestaunt.

Stand heute: Alle Aufnahmen gut gelungen lt. TIDE. Es folgen: Vorspann bzw. Einführung, von Schüler*innen gelesen

„Coronabedingt“, verzögerte sich die Fertigstellung bis Ende Oktober. Inzwischen erfolgte die Abnahme durch die Landeszentrale, TIDE und mich, so dass der Podcast in

Kürze allen Hamburger Lehrkräften und Schüler*innen als Lehrmaterial zur Verfügung steht.

Reisen in die Vergangenheit

Das Leben ist wieder heruntergefahren worden. Am 30.10.2020 wurde die nun schon zehnte Änderung der Infektionsschutzverordnung veröffentlicht. Anlass zu Ärger und Trauer, aber auch Gelegenheit, längst verdrängte oder vergessene Erlebnisse ins Bewusstsein zurückzuholen. Der hektische Alltag überdeckt und verschüttet oftmals so viel Wichtiges.

Unser Zeitzeuge, Herr Pohl, berichtet in seinem Artikel von seinen „Ausflüge[n] in die Vergangenheit“.

Liebe Leser*innen lassen auch Sie sich inspirieren, Verschüttetes wieder zu suchen, zu finden, im ZeitZeugenBrief darüber zu berichten.

In dieser Krise liegt diese Chance!

Reichtümer

oder

Die Lust des Sortierens

Von Klaus-Dieter Pohl

Trotz aller Lockerungen pandemiebedingter Einschränkungen ist mein Vergnügen an Ausflügen ins Umland gebremst. Umso mehr unternehme ich Ausflüge in die Vergangenheit und versuche zu sortieren, was bislang wie alte Fotos - ungeordnet und unbeschriftet - in den Kartons meiner Erinnerung herumlag und nur Gelegenheit bot.

Dabei ist mir geradezu schmerzhaft bewusst geworden, wie erlebnisreich meine „Kindheit und frühe Jugend“ – konkret: die Zeit zwischen 1945 und 1958 war. So reich, dass sie Stoff für mehrere Kindheiten bietet. Und schmerzhaft, weil mir dieses Bewusstsein so lange Zeit eher nur ein Unterbewusstsein war.

Wir – meine Großeltern, meine Mutter und ich – lebten nach der Flucht aus dem Sudentenland ab Sommer 1945 in Crimmitschau in einer Wohnung ohne fließendes Wasser und nur einem mit einem Küchenherd beheizbaren Raum, der aber bei geöffneter Tür auch die anderthalb Nachbarzimmer wärmte.

Die „Um-drei-Ecken-Verwandtschaft“ meines Großvaters - Bauer und Bäuerin, eine im Nachbardorf verheiratete Tochter und zwei Söhne auf dem Weg ins Erwachsenenalter - bewirtschaftete in einem sieben Kilometer entfernten Dorf einen 12-Hektar-Hof mit „Ackerbau und Viehzucht“. 1948 eingeschult, verbrachte ich in den folgenden Jahren fast sämtliche Schulferien – an Verreisen war damals ohnehin nicht zu denken – auf diesem Hof und erlebte und erlernte Landwirtschaft „von der Pieke auf“. Dazu gehörte im Alltag neben der Versorgung von Hühnern und Schweinen später auch, Kühe zu melken – noch ohne Maschine – und „zu misten“ – also den Mist vom Stand aufzunehmen, abzufahren und neues Stroh als Unterlage aufzubringen. Und natürlich war es geradezu eine Auszeichnung – diese Arbeit behielt sich prinzipiell „der Bauer“ vor -, auch bei den Pferden „zu misten“ und frisches Stroh zu streuen und natürlich auch zu füttern. Schon damals lernte ich, dass Weizen dick und faul macht, denn im Winter, wenn die Pferde für Feldarbeit nicht benötigt wurden, fütterte der Bauer sie mit Weizen – „dann rammeln die nicht so rum“. Wenn es im Frühjahr wieder auf die Felder ging und die Pferde schwer zu arbeiten hatten, gab es für sie Hafer – der ließ das Fell glänzen und machte sie temperamentvoll und ausdauernd. Vielleicht kommt daher der Spruch „den sticht wohl der Hafer“. Großartig war es natürlich – aber schon ein paar Jahre später –, manchmal mit einem oder zwei Pferden vor einem Wagen allein über Feldwege von A nach B zu fahren. Früher schon bekam ich eine kleine Rinderherde – zwischen 10 und 12 Kühen – zum Kühehüten anvertraut, die ich mit dem Hütehund – der Hof lag am Ortsrand – zur Weide trieb, wo ich nur darauf zu achten brauchte, dass

sie dort auch blieben und das Getreide Getreide sein ließen. Taten sie das einmal nicht, genügte das Kommando „Asta, hol sie“, und ich konnte auf der mitgebrachten Pferdedecke liegen bleiben.

Aber es gab natürlich auch harte Arbeit zu erledigen: Aus Gründen der unzureichenden Energieversorgung durfte Getreide damals nur nachts gedroschen werden. Mähdrescher gab es ja damals noch nicht – jedenfalls nicht in der noch nicht kollektivierten Landwirtschaft -, und das mit Mähbinder gemähte und zu Garben gebundene und zu Puppen aufgestellte, später zur Scheune transportierte Getreide wurde dann nachts gedroschen. Staubig, dunkel, laut und heiß, aber meine Verwandten nahmen häufig Rücksicht auf meine Jugend und entließen mich, wenn ich am Dreschtisch einzuschlafen drohte. Fühlte ich mich „ausgebeutet“? Keineswegs, sondern eher „wichtig“ und jedenfalls ernst genommen als Teil der Erwachsenenwelt.

Und Belohnungen gab es ja in mehrfacher Hinsicht: Ich schlief in einem eigenen Zimmer, das hinter einem Vorratsraum lag, in dem geräucherte Schinken und Würste aufbewahrt wurden und verführerisch dufteten. In dem Zimmer gab es – neben einem Bett und einem Nachttopf – ein mir für die Zeit meines Aufenthalts überlassenes Realienbuch, aus der Zeit vor 1900 stammend. Reichlich mit fein ziselierten Zeichnungen illustriert mit rammspornbewehrten Galeeren aus der Schlacht bei Salamis über mettrinkende Germanen in Fellkleidung – die Frauen am Spinnwirtel sitzend – und malerische Spreewaldhäuser, Friedrich den Großen hoch zu Ross in der Schlacht bei Königgrätz bis zu Kaiser Wilhelm II – kurz: die ganze abendländische Geschichte aus der Sicht des aufstrebenden Deutschen Reiches und im zweiten Teil mit „Naturwissenschaft und Technik“ mit – z.B. einer Längsschnittzeichnung der Dampfmaschine, die deren Funktionsweise gut nachvollziehbar darstellte.

Manchmal – wenn sich die Gelegenheit bot – wurde der Badeofen geheizt für ein Wannenbad für mich ein genussvolles Erlebnis.

Parallel dazu - vielleicht ab 1952 – ergab sich für mich eine ganz andere Erfahrung. Meine Mutter, die unmittelbar nach dem Krieg versucht hatte, uns mit Heimarbeit – der Reparatur von Laufmaschinen in Damenstrümpfen – „durchzubringen“, profitierte von der Kulturpolitik der jungen DDR, als in Crimmitschau das Stadttheater – mit Oper, Operette, Schauspiel und Ballett – zurück ins Leben gerufen wurde. Der Bau – ein repräsentatives, zentral gelegenes Gebäude mit breiter Außentreppe, einem geräumigen Foyer, Bühne, Orchestergraben, sanft ansteigendem Zuschauerraum und einem Rang mit Aussicht in den Orchestergraben – stammte noch aus der Zeit, als Crimmitschau als das „sächsische Manchester“ einen bedeutenden Ruf in der europäischen Textilindustrie und reiche kulturbeflissene Unternehmer besaß, deren Villen auf der Westseite des Pleißentales standen und vom Rauch der auf der Ostseite angesiedelten Fabriken verschont blieben. Meine Mutter hatte das Glück, nach einem Eignungstest ein Engagement als Chorsängerin zu erhalten – ein Beruf, den sie mit Leidenschaft bis ins Jahr 1960 ausübte, als sie die DDR verließ.

Als auf der Programmplanung für die kommende Spielzeit die Oper „Tosca“ erschien, wurden auch Komparsen benötigt. Ich bestand das Casting beim Chorleiter und hatte in der Inszenierung die Aufgabe, im 1. Akt als Ministrant – gemeinsam mit einem zweiten Komparsen – Altarkerzen anzuzünden und dann im weiteren Verlauf des 1. Aktes kräftig im Chor mitzusingen. Stimmlich war das – ich hatte eine Alt-Stimme – nicht schwer, und es wurde ein deutsches Libretto verwendet, man konnte also auch textlich verstehen, worum es in der Oper geht. Der Chorleiter hatte uns zudem in die historischen Bezüge eingeführt. Na ja, und Geld gab's auch: für jede Vorstellung erhielten wir 2,50 Mark, und wenn wir auswärts „gastierten“, also „Abstecher“ hatten, gab es zusätzlich 5,- Mark „Diäten“. Die ich natürlich nicht ausgab, weil ich für ein Fahrrad sparte. Nach meiner Erinnerung stand „Tosca“ die komplette Spielzeit auf dem Plan, allerdings ergab es sich gegen Ende, dass während einer Vorstellung plötzlich meine Mutter neben mir stand, ihren Gesang unterbrach und mir ins Ohr flüsterte: „Junge, hör auf, du bist im Stimmbruch“. Das war das Ende meiner Gesangskarriere. Aber die Arie des Cavaradossi zu Beginn des 3. Aktes – „und es blitzen die Sterne“- jagt mir noch heute Schauer über den Rücken.

In eigener Sache

🌸🌸🌸🌸🌸🌸 Gratulationen 🌸🌸🌸🌸🌸🌸

Wir gratulieren allen im Dezember geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern

12.12. Günter F.Toepfer, 14.12. Lothar Scholz, 15.12. Michael Zobel, 18.12. Karin Kasimir, 23.12. Ralf Hödel, 25.12. Jutta Hertlein, 28.12. Philipp Sonntag, 28.12. Günter Warnecke

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P: Jens Splettstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann, Lektorat und Layout: Margot Schmezer

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83 1002 0500 0003 3407 01

Ankündigung

Einladung

zur ersten Livestream-Veranstaltung der Zeitzeugenbörse

Corona-bedingt und Dank unserer ehrenamtlichen Filmemacher haben wir uns auf neue technische Wege begeben können, um für Sie wieder sichtbar zu sein.

Unser Zeitzeuge **Dr. Gabriel Berger** wird im Rahmen seines Vortrages auf sein Buch

**„Allein gegen die DDR-Diktatur.
Bespitzelt vom Ministerium für Staatssicherheit
im Osten und im Westen (1968-1989)
erschienen im Lichtig-Verlag 2019“**
eingehen.



Dr. Gabriel Berger

Datum: Montag, 14. Dezember 2020

Uhrzeit: 17 – ca. 18 Uhr

Einführung: Jens Splettstöhser, 2. Vorsitzender der Zeitzeugenbörse

Der Autor Gabriel Berger stammt aus einer polnisch-jüdischen Familie. Im Jahr 1957 beschloss sein kommunistisch orientierter Vater, Polen wegen des dort verbreiteten Antisemitismus zu verlassen und in die DDR überzusiedeln. Gabriel Berger war damals 12 Jahre alt. Er studierte in Dresden Physik und wurde am Institut für Kernforschung Rossendorf tätig.

Warum er sich trotz seiner als Jude und als Wissenschaftler privilegierten Position dazu entschied, die Unfreiheit in der DDR zurückzuweisen und dafür eine Haftstrafe in Kauf zu nehmen, ist in seinem Buch aus Erinnerungen des Autors und aus Stasi-Akten zu erfahren.

Link zum Livestream: <https://youtu.be/coOQXih1994>

Die Leser des ZeitZeugenBriefes können auf zwei Wegen den Livestream sehen:

1. Sie tippen den oben stehenden Link in die Befehlszeile Ihres Browsers ein und führen ihn dort aus.
2. Die Zeitzeugenbörse sendet allen an unseren Veranstaltungen Interessierten, die uns ihre Mailadresse gegeben haben, zum Monatsbeginn Dezember eine Mail mit der Einladung und obigem Link, so dass Sie diesen nur noch anklicken müssen.

Wir hoffen, dass Sie bei unserem ersten Livestream-Versuch dabei sind und freuen uns auf Ihre Rückmeldungen.

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales